

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1929)
Heft: 12

Rubrik: Anmerkungen zur Literatur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anmerkungen zur Literatur

von Max Rychner

Literarischer Nobelpreis 1929

Der Nobelpreis für Literatur ist dieses Jahr Thomas Mann zugesprochen worden. Damit wurde der für das allgemeine Welturteil repräsentativste und bekannteste deutsche Dichter unserer Zeit von dieser internationalen Instanz ausgezeichnet. Die deutsche Presse hat nicht einmütig geklatscht, von der Rechten her tönnten einige Pfiffe. Heutzutage wird alles von politischen Gesichtspunkten anvisiert, und die in geistiger Hinsicht harmlosesten Urteile finden noch ein hingerissenes Publikum, wenn sie weiter gar nichts verraten als einen politischen Standpunkt.

Stellen wir nüchtern und praktisch die Frage: wer hätte an Stelle von Thomas Mann für den Preis dieses nationale und internationale Prestige aufweisen können? Es gibt schließlich nicht Legionen von Anwärtern. Sich an der politischen Andersgläubigkeit in einem solchen Fall zu stoßen, hat etwas Kleinliches und Unritterliches. Es gibt kritische Äußerungen Thomas Manns, über die sich rechten läßt und über die wohl auch er mit sich rechten ließe, aber sie spielen im Gesamt dieses Lebens und Werkes keine gefährdende Rolle, oder doch nur für die Unfehlbaren, die sich Beweisgründe für einen Mangel an Sympathie zurechtlegen.

Sieht man von den innerdeutschen Streitgründen um Thomas Mann ab und versucht festzustellen, durch welche Namen das geistige Deutschland in Europa eine würdige und werbende Vertretung findet, so stellt sich der Name Thomas Mann unter den ersten ein. Gewiß, auch das ist kein absolutes Wertmaß; die internationale Berühmtheit hat auch ihr Zufälliges, und für eine Weile sind die Kriegsromane an der Reihe, um bestimmte Seiten des deutschen Wesens der Welt zu demonstrieren. Der Krieg als allen gemeinsames Erlebnis gibt eine Voraussetzung ab für ein wechselseitiges Verstehen unter den Völkern, weil diese damals alle auf dieselbe Weise alteriert, unter demselben Druck seelisch-geistig gleich vereinfacht waren. Aber das eigentliche Verstehen muß tiefer zielen und

ansetzen. Einen Menschen erkennt man nicht aus einem Schmerz- oder Zornausbruch, oder doch nur eine seiner Wesensseiten, ein Volk nicht aus der (bis zum Heroischen) überanstrengten seelischen Haltung im Krieg. Durch das Werk eines Dichters wie Thomas Mann sind der Welt tiefere Zonen der deutschen Geistes- und Seelenwelt begreifbar vermittelt worden als durch eine Menge von Büchern, die einem bestimmten Erlebnis- oder Erinnerungsschema angepaßt sind. Nur Formen und Zauberformeln der Sprache vermitteln etwas vom Wesen, nicht Berichte. Die flache und flinke Intelligenz des Reporters wird heute so maßlos überschätzt. Eine Kontinuität der deutschen Geistesentwicklung – für den Nichtdeutschen kaum faßbar, kaum glaubhaft, was ihn entmutigt – ist für die europäische Intelligenz klar ersichtlich in den Zusammenhängen, die Thomas Mann mit Nietzsche und Wagner verbinden. Solche Beziehungslinien zur deutsch-europäischen Tradition sind für Außenstehende zum Begreifen unerläßlich, sie bilden eine Art von Koordinatensystem, nach dem sich das Neuherzutretende leichter bestimmen läßt. Das allein würde nicht genügen. Es gilt die individuelle, im Einigen ein zugleich Volkshafte und Übernationales verbindende künstlerische Suggestionskraft. Tradition lebt nur, strahlt nur dort Kräfte aus, wo Neuschöpfung statthat.

Wenn heute in der Welt ein oberer Begriff von Deutschtum wieder reines und verständnisgewilltes Interesse findet, so hat Werk und Person Thomas Manns diese Wendung mitbewirkt. Das ist ein großer zählender Wert, der auch von denen anerkannt werden müßte, die ihn wieder zu verschleudern bemüht sind.

Von Thomas Mann ist soeben ein Essay-Band *Die Forderung des Tages* (S. Fischer, Berlin) herausgekommen. Das Wichtigste sind einige « Aussprachen und Erörterungen » (Tischrede bei der Feier des 50. Geburtstages, Lübeck als geistige Lebensform, Rede über Lessing, Amphitryon, Über die Ehe, Kultur und Sozialismus, Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte, Tischrede auf Wassermann usw.).

Gottfried Keller-Preis 1929

Die Martin Bodmer-Stiftung hat ihren Gottfried Keller-Preis 1929 von 6000 Franken dem Literarhistoriker Josef Nadler zugedacht. Dieser Entscheid ist sinnvoll und von schöner Gerechtigkeit: Nadler hat durch seine lange Lehrtätigkeit an der Universität Freiburg (Schweiz) und vor allem durch sein gewaltiges Werk *Literaturgeschichte der deutschen*

Stämme und Landschaften (Verlag Josef Habel, Regensburg) uns alle gelehrt, unsere Geistesgeschichte reicher und vielfältiger zu sehen, als man es überlieferungsgemäß gewohnt war. Das bezieht sich auf die deutsche wie auf die schweizerische kulturelle Vergangenheit. Es gibt bei uns eine Anzahl vorzüglicher jüngerer Literaturforscher, die das unverkennbare Gepräge von Nadlerschülern haben und es als eine Auszeichnung tragen.

Nadlers Vision unserer gesamten Literatur ist nicht das Bild einer ungeheuren Bibliothek, nicht das einer Reihe von Meisterwerken; das primäre Interesse geht bei ihm nicht auf eine zur Autonomie erhobene Geistesgeschichte, Problemgeschichte oder Gattungsgeschichte, sondern direkt auf den produktiven Menschen, auf seine blut- und geistmäßige Abstammung und auf das Volk, in dessen Entwicklung er seinen sinnvollen Rang innehat. Er hat dem Blut zum erstenmal die ungemeine Bedeutung eingeräumt, die es für den Geist hat: die Ahnenschaft eines Dichters wird ergründet, denn es ist nicht Zufall, daß Goethes Vorfahren keine Mecklenburger Bauern waren; Stamm und Volk sind an der Bildung des einzelnen Überragenden anonym mitbeteiligt, die Landschaft, der Boden strahlt von seinen unerschöpflichen Kräften in den Menschen, seine menschliche Umgebung wirkt auf ihn, und gerade ihren Einflüssen spürt Nadler sorgfältig nach, er rekonstruiert sich ihre Seelenlage, ihre Bildung, ihre Interessen und begreift diese Dinge als ein Wandelbares und schwer Festzulegendes... seine Spekulationen dringen auf das immanente Geistesschicksal eines Volkes.

Die blutmäßige Begründung einer inneren Dialektik des deutschen Geistes hat Nadler auch in seinem an neuen Gesichtspunkten und Einsichten ungewöhnlich reichen Buch *Die Berliner Romantik* (Berlin, Erich Reiß-Verlag) entwickelt. Die Frage, was Romantik sei, erhält hier eine überraschende Lösung. Der deutsche Westen und Süden, der in tausendjähriger deutsch-römischer Lebenseinheit Humanismus und Klassik hervorbrachte, repräsentiert die eine Kulturschicht. («Altstämme»). Die andere, von der ersten durchdrungen und auf diese selber wieder zurückwirkend, ist die nordöstliche. Der Nordosten ist deutsches Kolonial- und Siedelgebiet; im 12. und 13. Jahrhundert wurde die dort seßhafte slawisch-wendische Bevölkerung von deutschen Scharen durchsetzt und überlagert. Das sind die Neustämme. Ihr Gebiet ist der Keimgrund der Romantik; alle deutschen Romantiker entstammen diesem vorbereiteten Boden. Nadler formuliert den Prozeß so: «Romantik ist die Krönung des ostdeutschen Siedelwerkes, als das gemischte Blut

langsam zur Ruhe gekommen war, die Verdeutschung der Seele nach der Verdeutschung der Erde und des Blutes. Romantik war das Umschalten der einstmals slawischen Völker zwischen Elbe und Memel von Ost-Rom auf West-Rom, vom griechischen zum lateinischen Wesen, vom Morgenland zum Abendland... Die Romantik war das Erwachen des deutschen Blutes in den eingedeutschten Völkern, wie sich das Blut der Väter oder Mütter in den Kindern reicher Ahnen regt.» – Das ist, auf den Kern reduziert, Nadlers These.

Josef Nadler ist unter die großen Prosaisten unserer Zeit zu zählen. Man hat ihm vorgeworfen, er berücksichtige das Kunstwerk als solches, als eigengesetzliche Wesenheit zuwenig; aber man hätte hinzufügen müssen: *welch einem Künstler gilt unser Vorwurf!*

Buch der Freunde

Zu welchen Büchern von Zeitgenossen kehrt man zum zweitenmal zurück? Und bei welchen gelingt eine Wiederbegegnung ganz ohne den Wermutstropfen der Enttäuschung? Es sind nicht viele, aber die Existenz der andern ist durch die wenigen köstlichen irgendwie gerechtfertigt. Hugo von Hofmannsthal hat Tagebuchaufzeichnungen zu einem *Buch der Freunde* zueinander geordnet; dieses erschien erst in beschränkter Auflage und wurde jetzt von Rudolf Alexander Schröder, um einige Stücke aus dem Nachlaß vermehrt, neu herausgegeben. (Insel-Verlag, Leipzig.) Jede Rückkehr zu diesem Buch wird etwas zauberhaft Festliches haben, und dieses wird durch die Häufigkeit des Wiederfindens nicht beeinträchtigt. «Jeder Stoff führt an jedem Punkt ins Unendliche», steht darin; diese Formel mag eine Andeutung geben für das Gefühl des Reichtums, das in Hofmannsthal lebte, und das sich auf uns überträgt, wenn wir ihn lesen. «In der Jugend findet man das sogenannte Interessante merkwürdig, im reiferen Alter das Gute.» Diese Aufzeichnungen sind selber ein Beispiel des «Guten», wie es Hofmannsthal meinte und intentionierte. Es sind darin Zeugnisse eines Geistes, der seinen Reichtum, über den er jeder Stunde zu verfügen schien, verwirrend hätte ausschütten können, jedoch darauf verzichtete, um hier eine Selbstdarstellung seiner höchsten Reife zu schenken. Das ruhige Gleichgewicht dieser Gedanken ist eine Modalität der Weisheit. Und die Weisheit trägt kaum mehr persönliche Züge, der Einzige erhebt sich in ihr zu einer höhern Form von Allgemeinheit. «Was ist Kultur? Zu wissen, was einen angeht, und zu wissen, was einen zu wissen angeht» – ist das Goethe? Lessing? Nietzsche? Hof-

mannsthal setzt eine Anzahl Zitate, die ihm besonders bedeutsam waren, zwischen seine kurzen Texte: ein schlagendes und eindruckstarkes Zeugnis für den Zusammenhang alles höchsten Geistigen. Es sind nicht eigentliche Aphorismen, was wir vor uns haben. Der Aphorismus, auch wo er Glied eines « Systems » ist, hat etwas blitzhaft Aufleuchtendes, er ist scharf, ja zackig formuliert, er ist wagemutig bis an die Grenze des Gewagten, er will die Wahrheit in der Überdeutlichkeit der Karikatur aussprechen. Denkt man an Aphorismen von Heine, Hebbel, Nietzsche, oder an viele der großen Franzosen, so ist ihre Neigung zum Extremen hervorstechend. Bei Goethes *Sprüchen in Prosa* und seither zum erstenmal wieder in verwandter Weise bei Hofmannsthal ist nichts Extremes beabsichtigt; da gravitiert alles einer zentralen Region entgegen. Die Wahrheit offenbart sich hier nicht in geistigen Explosionen, sie geht ruhig auf wie ein Tagesgestirn nach zeitübergeordneten Gesetzen. « Wunderbar ist der Übergang im Denken, der es möglich macht, das für uns individuell Fürchterliche fast freudig zu betrachten. »

Introspektion, Erkenntnis des Menschen und der menschlichen Bezüge, der Völker und ihrer wesentlichen Eigenschaften, vor allem der Deutschen und Franzosen, Kunst und künstlerische Form: diese andeutenden Begriffe, die ich aus Not hersetze, vermitteln nur eine minderwertige Vorstellung von dem Buch und seiner großen Haltung. Die Erfahrungssumme unserer europäischen Kultur und die eines Lebens sind die Kristallmasse, denen Hofmannsthals Geist hier Figur verliehen hat. Ordnungen erkennen und nach einer Ordnung streben, sind zwei Grundzüge des *Buches der Freunde*. « Wissen ist wenig; im rechten Bezug zu wissen ist viel, im rechten Punkt zu wissen ist alles. »

Geschichtliches von heute aus gesehen

Die romanhafte Biographie hat gute Zeiten; sie blüht bis ins Verwegene empor. Das Interesse ist für so mancherlei wach, und aus so mancherlei Gründen. Einer davon ist wohl der in Europa endemische Lerntrieb. Die breite Masse von romanhaften Biographien kommt den niedrigeren Stufen dieses Triebes entgegen, indem sie den historischen Stoff mit den Kniffen der Unterhaltungsliteratur modelt und für den Gaumen des heutigen Publikums zubereitet. Mit einigen Übertreibungen und einigen Unterschlagungen wird schon viel erreicht; kommt aber erst die berühmte « schöpferische Gestaltungskraft » hinzu und der « anschauungssatte, hinreißende Stil », so hat man die schöne Gelegenheit, von einer « wahrhaft genialen Deutungsgabe » usw. zu faseln.

Es ist bei dieser Sachlage erfreulich, daß gerade ernsthafte Dichter die allzu billigen, als «dichterisch» ausgebotenen Methoden desavouieren. Otto Flake hat eine Biographie *Ulrich von Hutten* geschrieben (S. Fischer, Berlin), mit einer unromanhaften Sachlichkeit, die weder alt noch neu ist, sondern einfach überzeugend. Das Detail der Forschung wird nicht verschmäht, die Tatsachen lieber in zu reicher Fülle als zu auffälliger Sparsamkeit hingebreitet. Flake sucht seinen Helden zu erkennen, wie er war, nicht zu stilisieren, wie er ihn gern hätte. Das ist eine wissenschaftliche Ambition. Aber etwas anderes kommt noch in Frage.

Huizinga hat in seinem *Erasmus* (Benno Schwabe, Basel) auf schlechthin meisterhafte Weise den Erzvater des Humanismus und die internationale geistige Lebensluft, die sein Element war, – Holland, Frankreich, England, Italien, Deutschland, Basel – dargestellt; Flake wendet sein liebevolles Interesse dem ersten deutschen Patrioten oder «Nationalisten» zu. Mit den Substanzen des Humanismus genährt, entwächst Hutten dem Humanismus; fast vom Moment seines ersten italienischen Aufenthaltes an verschiebt sich der Hauptakzent in ihm auf die Begriffe Kaiser, Papst, Nation, Deutschland. Der Humanist wird zum Politiker. Welch edler Heißsporn! Ein Feuer brannte in ihm, das nur Helle, keinen Rauch ausströmte: seine Instinkte, seine Intelligenz, seine schlagkräftige Formbegabung waren, im theologischen Jahrhundert, durchaus von dieser Welt und auf diese Welt gerichtet. Seine letzte Lebensstation war die *Laeta Libertas*. «Das ist bei deutschen Menschen etwas ganz Seltenes»... sagt Flake und schließt: «Der deutschen Welt tun solche Temperamente not.» Fast nirgends sonst verrät Flake, daß sein Buch einem Zeitbedürfnis entsprechen soll, oder einem gefühlten Mangel entsprungen ist. Und dennoch meint er stets die Verpflichtung, die das beschworene Vorbild auferlegt. –

Eine Art von historischem Roman, der mit der oben persiflierend erwähnten Gattung nichts zu tun hat, gibt uns Jakob Wassermann mit seinem *Columbus. Der Don Quichote des Ozeans*. (S. Fischer, Berlin.) Es hat seinen Reiz für den Betrachter literarischer Dinge, das sich Fremde und Unvereinbare zusammenschauen. Flake neben Wassermann sich zu imaginieren: dort den hoch und stark gebauten hellblonden Nordwestdeutschen, der im Elsaß aufwuchs, unträumerisch, nah an der Wirklichkeit, auf die seine im Blick bestätigte Wachheit gerichtet ist, im Willen und Intellekt seine Stärke wissend und beweisend, ohne bloß darauf beschränkt zu sein, ein Romancier als Moralist und Aktivist, den das Gefühl einer gewissen

Ähnlichartung mit Hutten und dessen Aufgabe zur Versenkung in des Ritters Wesen und Erdenlauf geführt haben mag – und auf der anderen Seite Wassermann, Deutscher aus Bayern und Jude spanisch-niederländischer Abkunft, untersetzt, weich in den Bewegungen, das starke Haupt von schwarzem Haar umzüngelt, auch der schwimmende Glanz der Augen dunkel, dieser Augen, in denen zu gewissen Momenten alles Leid der Welt enthalten scheint, und die wieder so heiter lachen können, als käme in ihnen das Lachen wieder neu geboren in diese fragwürdige Welt, Wassermann, ein schweres und vor Heimsuchungen ungeschütztes Temperament, inbrünstig und die vernünftige Wirklichkeit nicht im Geist, aber in erdgeborenen Traumgestalten, in seiner Vision transzendierend, ein Schriftsteller, dessen Prosa den goldenen Schnittpunkt einhält zwischen persönlicher Formprägung und traditioneller Vorbildlichkeit: in Wassermann hat der genuinesische Spanier Columbus wieder zum Leben verlangt, der « innerlich flammende Mann ». Den Dichter hat die prophetenhafte Besessenheit des Entdeckers neuer Welten angezogen, sein visionäres Wissen und sein Traum, der sich gegen die Stumpfheit der Mitwelt durchsetzen mußte. In Columbus ist das Großartige des Illusionärs bis ins Narrenhafte gesteigert, dem gegenüber steht das erdverwurzelte realistische Rechnertum und die Unfähigkeit der andern zum Glauben an ein Wissen, das seinen Grund in der Phantasie hatte und sich in den Formen der Phantasterei der Welt mitteilen mußte. Don Quichote und die Legion der Sancho Pansas. Columbus stirbt im Wahn, seinem König Indien geschenkt zu haben. . . .

Ein Historiker, dem sein schriftstellerischer Charme eine große Zahl von Lesern erworben hat, ist Lytton Strachey. Sein neuestes Werk, *Elisabeth und Essex* (S. Fischer, Berlin), stellt das Leben der großen Königin und ihres tragisch veranlagten Günstlings dar. Strachey malt nicht mit breiten Schwüngen heroische Freskofiguren, er arbeitet mit feinen Pinseln. Das psychologische Detail interessiert ihn. Das Marionettenhafte am Menschen lockt ihn. Er weiß, daß auch ein Großer nicht zu allen Stunden groß ist, aber er macht dem Pöbel das Zugeständnis nicht, großangelegte Gestalten aufs « allgemein Menschliche » zu reduzieren. Doch sieht er in der Geschichte vor allem den Menschen und sein bedingtes Tun, nicht Ideen, die im Handeln der geschichtlichen Figuranten offenbar werden. Das psychologisch Merkwürdige hält seine Aufmerksamkeit fest, und er findet mehr merkwürdig als die meisten Geschichtsbetrachter. Königin Elisabeth war eine Zaudrerin; in schwierigen Lagen schob sie die Entschlüsse oft hinaus und von

sich. Darauf ergab sich meistens, daß dies das richtigste Verhalten war, daß *jeder* sofortige Entschluß weniger gefruchtet hätte als der späte. Das Zaudern war ein Ingrediens ihrer Genialität.

Ein Ethiker könnte daraus einen moralischen Defekt ableiten, ein Schönfärber alles als überlegene Weisheit interpretieren; Strachey zeigt lächelnd: was eine Schwäche sein könnte und allen Erfahrungen gemäß sein müßte, ist hier nun eben gerade eine Stärke; Saumseligkeit kann gegebenenfalls das klügste rasche Tun übertreffen. Aus dieser Erkenntnis ist die englische *Maxime des wait and see* erwachsen.

Elisabeth hat Essex in seiner Jugend geliebt, denn er muß etwas vom Götterjüngling gehabt haben. Mit fortschreitenden Jahren blieb immer eine Beimischung von Juvenilem in ihm, während das Zaubhafte, das dem Alter nicht mehr entsprach, dahinschwand. Ein heißer aber unklarer Kopf, ließ er sich zu zweideutigen Unternehmungen hinreißen, die revolutionären Umtrieben ununterscheidbar ähnlich sahen. Das Gericht verurteilte ihn zum Schafott, und die Königin, die ihn retten konnte, rührte sich nicht.

Die Ironie Lytton Strachey's umspielt und umfunkelt jede Seite seiner Prosa. Sie vermählt sich nicht mit jedem seiner Vorwürfe auf gleich harmonische oder gleich notwendige Weise. Sie ist nur erträglich, weil sie alle Register der diskreten Äußerungsform beherrscht, sie zieht sich oft in die feinsten Nuancen zurück. Es ist ihr etwas eigen von einem hohen und freien Geist, der überall im menschlichen und historischen Geschehen das Allzumenschliche wittert und es illusionslos, lächelnd festhält. Nur keine großen Worte, nur keinen sentimentalischen Dampf! Das Leben des Einzelnen und der Völker *hat* seine komische Seite, es gilt nur, sie zu sehen. Aber Strachey sieht zuweilen nur diese. Und er sieht sie dann so, als stellte sich ein ungewöhnlich kluger Kopf auf den Standpunkt des bloßen *common sense*... von dem aus alles Außergewöhnliche mit einem ironischen Schimmer bestrahlt werden kann. —

Stefan Zweig hat das Leben Fouchés beschrieben (*Fouché*, Insel-Verlag, Leipzig), mit der Brillanz, die er an jedem Gegenstand gleichmäßig zu bewahren vermag. Was er auch anpackt, ist interessant. Fouché, ein dunkler Ehrenmann, politischer Kondottiere, Wind- und Wetterfahne, Napoleons Polizeigewaltiger, ein kalter Dämon, klug wie zehn Schlangen, vom Ehrgeiz getrieben wie ein Privatdozent usw.

Otto Spieß hat dem großen Basler Mathematiker Leonhard Euler eine Biographie gewidmet, die es verdient, auch von allen Nicht-

mathematikern gelesen zu werden, die für in lauter Charme aufgelöste Gelehrsamkeit ein Organ haben. Spieß schildert die Mathematikerdynastie der Bernoulli, bevor er die Lebensgeschichte Eulers entwickelt — zugleich ein köstliches Kapitel zur Gelehrten-geschichte des 18. Jahrhunderts. Die Basler Jugend, die Jahre ersten großen Ruhms an der Akademie in Petersburg, dann in Berlin, wieder Petersburg, werden köstlich erzählt; die geistigen Hintergründe der Epoche entwirft Spieß eindringlich einfach, wie es nur ein Kenner vermag; für das sehr Menschliche der wissenschaftlichen Größen hat er soviel Verständnis wie Interesse, und seine Gabe der Charakteristik durch Anekdoten und ironisch konfrontierte Tatsachen macht die Lektüre ergötzlich und spannend. (In der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“, die Harry Maync bei Huber & Co., Frauenfeld herausgibt.)

Romantische Gegend

Ein ganz prachtvolles Buch ist erschienen, dem man überhaupt nicht genug Erfolg wünschen kann: Margarete Susmann *Frauen der Romantik* (Eugen Diederichs, Jena). Es ist eine ungewöhnliche Leistung an geistiger und menschlicher Durchdringung der schillerndsten, vor Reichtum verwirrenden Epoche unserer Geistesgeschichte und der Wesenskonstellation ihrer bedeutendsten Frauen. Margarete Susmann verliert sich nicht in die einzelne Biographie, sie verschwendet nicht Interesse und ihre reinen Darstellungsmittel an menschlich Interessantes, wo es geistig nicht mehr gerechtfertigt ist. (In schönen Gefühlen wird *nicht* geschwelgt.) Einen Hauptreiz des Buches sehe ich in seiner distanzierten Haltung; dies bezeugt ein Attribut der Reife. Der Stoff, der zu allen Divagationen verlocken könnte, ist von einer strengen und straffenden Intelligenz gebändigt und von innen her nach einem künstlerischen Gesetz geordnet, in dem sich geistige Erkenntnis und seelischer Takt bis ins Feinste ausbalancieren.

Caroline, Dorothea Schlegel, Rahel Varnhagen, Bettina, Karoline von Günderode sind die Heldinnen, deren Lebenslauf an ihrem Lebensgesetz aufgezeigt wird. Über die Frauen der Romantik vermag etwas Triftiges und Tieferweisendes nur zu sagen, wer die Gedanken der Männer der Romantik durchdacht hat. Denn diese Frauen bieten als lebendiges Leben die Entsprechung (und Ergänzung) zum Geist der Schlegel, Novalis, Schelling, Schleiermacher usw. Und sie sind selber imprägniert davon; sie vitalisieren diesen Geist, wie die Männer

ihre weibliche Lebenssubstanz spiritualisieren – es ist ein vibrierendes Hin und Her, eine wechselseitige Steigerung und zugleich eine Steigerung dessen im einzelnen, was man heute das «Gegengeschlecht» nennt, die männliche Komponente im Weib und die weibliche im Mann.

Margarete Susmann zeichnet die innere Schicksalslinie der fünf paradigmatisch romantischen Frauen, jene Linie, deren Verlauf das eigentlichste Gesetz der Persönlichkeit erkennen läßt. Sie deckt sich, oder läuft parallel, oder schneidet sich mit der geistigen Entwicklungslinie, die sich an den großen denkerischen Leistungen der Romantik aufweisen läßt. Von einem Ganzen, vielschichtig Einheitlichen aus geschaut, hat sich das Einzelne zu einer Einheit hoher Ordnung gefügt. – Zu Ricarda Huchs Buch über die Romantik stellt sich das von Margarete Susmann als ebenbürtig. Es entfaltet seine Krone nicht so breit, aber seine Wurzeln gründen tiefer. –

Einen sehr verdienstlichen Beitrag zur Romantikforschung verdanken wir Jakob Baxa, der in einer Schrift *Adam Müllers Philosophie, Ästhetik und Staatswissenschaft* zusammenfassend dargestellt hat. (Junker und Dünhaupt-Verlag, Berlin 1929.) Adam Müller, der Freund Kleists, mit dem er den *Phæbus* und die *Berliner Abendblätter* herausgegeben hat, war lange Zeit wie verschollen, erst neuerdings beginnt man sich seiner wieder zu erinnern. Er debütierte 1804 mit der «genialen Jugendschrift» (Nadler) *Die Lehre vom Gegensatz*, die den Organismusgedanken für den staatlichen Neubau der Welt fruchtbar machen wollte. Seine *Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur* sind ein großes Dokument deutscher Literaturforschung und philosophischer Kritik. Dazu kommt sein produktives Interesse für den Staat. Baxas Schrift, die Müllers Gedankengefüge klar und eindringlich vor uns erstehen läßt, ist für alle geistig, historisch, politisch gerichteten Gebildeten fesselnd und wertvoll bereichernd. –

Mit der Romantik hängt Johannes von Müller nur ganz lose zusammen; er ist mit Adam Müller in Beziehung getreten, und dieser, ein Konvertit, hat den vielspältigen Charakter des Schweizer Historikers, das «Rätsel seines Charakters» zu deuten versucht. Paul Requadt, ein junger Gelehrter, hat uns eine Studie über ihn geschenkt: *Johannes von Müller und der Frühhistorismus* (Drei Masken-Verlag, München 1929). Ein Stück Ideengeschichte wird da entworfen, aufs sorgfältigste erwogen und ausgedacht: der geistige Zusammenhang Müllers mit Herder, mit Condorcet, mit der Gefühlsreligion des Pietismus, mit der

Antike usw. An diesen Phänomenen wird Müllers Eigenwuchs und Eigenwelt entwickelt. Den erfüllenden Sinn seiner Art und seines Wirkens erhält Müller, geschichtlich gesehen, durch sein Vorläufertum gegenüber Ranke. (Herder genuit Müller, qui genuit Ranke, qui genuit . . . etc.) Requadt sagt: « Der Gedanke der religiös-empirischen Weltgeschichtsschreibung erscheint uns als das lebendigste Erbe, das Müller der Nachwelt hinterließ. Keiner hat in seiner Zeit wie er das Bewußtsein der religiösen Mission des Historikers besessen, keiner die Forderung des Tacitus und Thukydides, für die Ewigkeit zu schreiben, ernster zu erfüllen gesucht. Wesensart und Zeitlage verstatteten ihm nicht, diesem Willen im Werk endgültige Gestalt zu geben. Es blieb ‚ein Fragment, das der großen Anlage seines Geistes durchaus nicht beikommt‘. (Dilthey.) » Requadts Buch kann in diesem Zusammenhang nicht eingehend gewürdigt, nur eindringlich empfohlen werden. (Bei dieser Gelegenheit erinnern wir an Friedrich Gundolfs Auswahl aus Johannes von Müllers *Schweizergeschichte*. Das Vorwort¹⁾ ist eine unübertreffliche Würdigung des Schriftstellers Müller.

Goethe – Bielschowsky – Linden

1898 ist der erste Band von Bielschowskys *Goethe* erschienen. In zahllosen Exemplaren ist seither dieses Werk durch zahllose Hände gegangen; es ist zum deutschen Volksbuch geworden. In den letzten drei Jahrzehnten hat sich die Goetheforschung immer konsequenter auf das geistige Phänomen Goethe eingestellt: Chamberlain, Simmel, Gundolf, Korff haben die Tiefen dieses Geistes und des durch ihn erfüllten Weltgesetzes auszuloten unternommen. Damit wurde die Daseinsberechtigung, ja die Notwendigkeit von Bielschowskys Biographie in keinem Punkt gefährdet; im Gegenteil: jene Evokationen der geistigen Wesenheit Goethe setzen die Kenntnis des irdisch-menschlichen Wesens und dessen Erdewallen voraus. Für die Vermittlung des stofflichen Wissens müssen wir dankbar bleiben, denn am Stoff entzündet sich der Geist, wie er sich am Geist entzündet.

Gewisse Seiten von Bielschowskys *Goethe* sind schließlich veraltet und durch die Forschung überholt worden. Nicht veraltet ist die lebhaft und leicht dahinfließende Diktion. Walther Linden, Verfasser eines ins Gewicht fallenden Buches über C. F. Meyer, hat die Neubearbeitung unternommen und mit pietätvollem Takt durchgeführt.

¹⁾ Zuerst in dieser Zeitschrift erschienen. Oktober 1922. Die Auswahl in einem Band im Verlag Huber & Cie., Frauenfeld.

Die Änderungen oder neu geschriebenen Teile betreffen vor allem die Analysen der Werke, die Naturforschertätigkeit Goethes, die innere Gesamtschau seines Wesens. (C. H. Beck-Verlag, München.)

Bachofens Geschichtsphilosophie

Wer sich mit Bachofen beschäftigt, kann an einer soeben erschienenen Schrift nicht mehr vorbeigehen oder vorbeisehen: Georg Schmidt *J. J. Bachofens Geschichtsphilosophie* (C. H. Beck, München). Schmidt hat mit einem Gelehrtenfleiß, vor dem die Biene ein bummelnder Tagedieb erscheint, die einzelnen Stellen des *Mutterrechts* so zusammengefügt, daß die großartige Konsequenz eines großartigen geschichtsphilosophischen Systems offenbar wird. Er sagt im Vorwort: « Was dem Verfasser bei Beginn dieser Arbeit mehr nur eine intuitive Gewißheit war, daß nämlich sämtliche Aussagen Bachofens sich zu einer einheitlichen geschichtsphilosophischen Konzeption vereinigen, daß jede Aussage in einem gewaltigen System ihren Ort habe – die ständig deutlicher und reicher sich erfüllende Bestätigung dieser Anschauung . . . hat dem Verfasser die Schwingen verliehen, bei seiner Jahre währenden Kärnerarbeit des Zitate-Exzerprierens auszuharren. »

Schmidt war schon lange am Werk, als Manfred Schröters Bachofen-Auswahl *Der Mythos von Orient und Okzident* erschien mit der wesentliche geistige Zusammenhänge des 19. Jahrhunderts tief und neu durchdringenden Einleitung Alfred Baeumlers, in welcher ebenfalls die Geschlossenheit von Bachofens Geschichtskonzeption aufgedeckt wird. Die ausführlichen Belege hierzu hat nun Schmidt dargeboten; er gibt uns « den begründenden Unterbau zu Baeumlers Schrift ». Kleiner Nachtrag: Im Vorwort bekennt Schmidt: « Auch wenn der Verfasser, hierin durchaus Ludwig Klages Stellung teilend, nur von Bachofens chthonischen Erkenntnissen sich wirklich genährt weiß, so glaubt er doch, gerade hiefür seine Dankbarkeit nicht würdiger betätigen zu können, als daß er auch dem ihm persönlich fremden, dem uranischen Bachofen in Umfang und Betonung das Wort gibt, wie es dessen eigener Wille gewesen ist. » Der uranische Bachofen, das ist der Vertreter des Geistprinzips gegenüber dem chthonischen Stoffprinzip. Unsere Geschichte ist nach Bachofen ein unaufhaltsamer Triumph des Geistes über das Dunkel, das erdhafte Gebundene, weiblich-Stoffliche. Der Sieg des Vätertums über die matriarchalen Verhältnisse ist eine wichtige Station auf diesem Wege zum Läuterungsberg. « Es gib keinen endgültigen Sieg », sagt Baeumler

in seiner Einleitung, « wohl aber gibt es siegreiche Kräfte: immer von neuem gebiert die Mutter den Sohn, immer von neuem taucht die Sonne aus dem Dunkel, immer von neuem wird der Orient vom Okzident überwunden.» Thomas Mann hat einige Male Baeumlern polemisch eins ausgewischt, weil er in ihm den Hierophanten einer chthonischen geistfeindlichen Religion vermutete, der in überwundene Vorstufen unserer Geschichte zurückweise. Er sieht ihn als geistig-politische Reaktionserscheinung und deshalb in der gegenwärtigen deutschen Situation als Gefahr. Gefährlich kann jedoch nur eine einseitige tendenziöse Interpretation Bachofens genannt werden, eine Interpretation, die den Sinn seiner Metaphysik nicht faßt oder fälscht. In Bachofens Sprache: « Von der tellurischen Stufe wird zu der solarischen fortgeschritten, dem Siege des Vaterprinzips der höchste Grad der Reinheit und Geistigkeit verliehen und so dem anfänglichen ausschließlichen Muttertum mit all seinem dunklen Verhängnis das ebenso ausschließliche Vaterrecht des Lichts, mit all seiner Glorie, seiner Reinheit, Milde und Versöhnung als Gipfelpunkt der Entwicklung gegenübergestellt. »

Essaybücher, Abhandelndes usw.

Spricht man mit einem Buchhändler von Essaybüchern, so beschattet sich sein Gesicht besorgt, und aus dem Borne seiner Erfahrung spricht er den alten Spruch: die gehen nicht gut. Er hat wohl recht, aber er ist bis zu einem gewissen Grad selber daran schuld, daß er recht hat; er müßte sich für die zu wenig nachgefragte Gattung zielbewußter einsetzen. Es gibt nichts Beifallwürdigeres auf diesem Gebiet als den geschickt insinuirenden Buchhändler, den belesenen Kenner mit einem pädagogischen Trieb, der seinen Kunden nicht bloß die Wünsche von den Lippen liest, sondern auf verschlagene Weise Wünsche in ihre Herzen schmuggelt, gewandt und mit harmlosem Gesicht, als ein psychologischer Rastelli.

Eine Aufsatzesammlung wie Josef Hofmillers *Franzosen* verdient Beachtung und Verbreitung (Albert Langen Verlag, München). Es sind Essays über Flauberts *Education sentimentale*, die erste, 1912 bekannt gewordene Fassung, über den Abbé Galiani, Madame de Staël, *Manon Lescaut*, Stendhals *Römische Spaziergänge*, Molière und Taine. Hofmiller, ein Bayer, natur- und geistverbunden im selben Maß, vermag auf die fundierteste Weise seiner schönen Sympathie für Dichter und ihre Werke Ausdruck zu verleihen. Wie er die Linien der Bezüge

sichtbar macht, die von dem unsterblichen Roman *Manon Lescaut* ausgehen, wie er z. B. eine Parallele Des Grieux-Werther, Manon-Philine andeutet, ohne sie zu pressen, ist im urtümlichen Sinne geistvoll. Und von wunderhübscher Eingebung ist die Stelle, wo er beschreibt und mit seiner Intuition beweist, wie Verdi eine *Manon* komponiert hätte. –

Europas Selbstbesinnung durch Nietzsche heißt die durch die Nietzsche-Gesellschaft preisgekrönte Schrift Fritz Kroekels, welche dem Einfluß des französischen Geistes auf Nietzsche nachspürt (Verlag der Nietzsche-Gesellschaft, München). Man kennt die begeisterte Hineigung Nietzsches zu den französischen Philosophen und Moralisten aus seinem Werk; er setzt ihre psychologische und geistige Redlichkeit gegen « jene idealistische Selbst-Belügerei und Farbenblindheit, welche die Deutschen lieben und beinahe als Tugend selber verehren ». Der erste Band der monumentalen Biographie von Charles Andler, *Les précurseurs de Nietzsche*, behandelt ja auch in breit angelegter Weise den französischen Anteil am geistigen Aufbau des deutschen Riesen. Kroekel bietet eine Menge von Zitaten in sinngemäßer Ordnung und mit klarem exegetischen Verbindungstext, an denen das Problem Nietzsche und Frankreich bis ins Einzelne geklärt wird.

Ernst Bertrams *Nietzsche, Versuch einer Mythologie*, dessen sich die musische Forschung noch langehin mit tiefem Recht wird rühmen dürfen, ist soeben in siebenter, ergänzter und verbesserter Auflage erschienen (Georg Bondi, Berlin). –

Von Friedrich Wolters ist ein umfangreicher und substanzieller Band herausgekommen *Stefan George*. Der Untertitel lautet « Deutsche Geistesgeschichte seit 1890 ». Es handelt sich um eine Geschichte Georges und seines Kreises. Das Verdienstvolle und das Unzureichende dieses Werkes sollen hier noch eindringlicher untersucht werden. Es soll an seiner Präention gemessen werden. Wolters beurteilt das Universum danach, wieweit es georgisiert sei. Wo der Lichtstrahl Georges nicht hindrang, da herrschen nach seiner Überzeugung die Schatten der Unterwelt. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890 ist ihm: die wundervolle Entfaltung von Georges Genius und die Erweiterung seiner Einflußzone. Wolters ist pfeilgeraden Glaubens an einen georgischen Absolutismus. Er spricht von ihm wie von einem religiösen Erneuerer.... mit der Hingerissenheit eines, dem das Gnadengeschenk zufiel, unter den ersten Aposteln sein zu dürfen. Hingerissenes Jüngertum hat sein unbedingt Schönes, aber wo es sich in geistiger Unfreiheit bescheidet, haftet ihm etwas schwär-

merisch Juveniles an, oder etwas Devotes. Eine geistige Liebe, die nicht von der Hingabe an einen Großen zur eigenen Freiheit führt, bleibt in ihrem tiefsten Wert unausgeschöpft. Es gibt bei Wolters Stellen von wortreicher Emphase, die eines männlichen Geistes nicht würdig sind. Und seine Gefolgschaft an George, auf die er sich soviel zugute tut, berechtigt bei aller ehrlichen und überzeugten Untertänigkeit nicht zu solch intransigentem geistigem Hochmut gegenüber allem Außergeorgischen. Welche verdunkelnden Gaswolken muß dieser befangene Geisteshistoriker vor dem Stern Hofmannsthal aufrauchen lassen, damit am anderen Ende des Firmaments das einzig geduldete Gestirn George umso heller leuchte!

Das gewaltige Wesen Georges hat in einigen seiner « Folger » ihre besten Kräfte geweckt und gesteigert. Andere, schwächere Naturen, trieb es zur Selbstaufgabe. Der in manchen seiner Zweige steril wuchernde deutsche Individualismus wurde von der Gruppe um George mit dem Willen zu einer die Fundamente des Lebens erneuernden Gemeinschaft bekämpft; das Ziel ist edel und würdig und soll den religiösen wie staatlichen Seelenkräften des Menschen Richtung weisen. Die Gefahren eines solchen Bundes richten sich mehr gegen ihn selber als nach außen: die stolze Haltung gegen die Zeit wird zur Überheblichkeit und Fühllosigkeit vor den keimenden wertvollen Kräften der Nation, die Isolation und wechselseitige Selbststeigerung intensiviert den Geist, beschränkt jedoch in manchen Fällen seinen Blickkreis, der Eigenwuchs wird von den kleiner gearteten Anhängern durch eine Art von Uniform verleugnet (das Opfer des Ichs als sittliche Tat – das *sacrificium intellectus* als Sünde wider den Geist), das Stadium der Dürre wird eintreten, wenn ein pfäffischer Dogmatismus seine hybriden Heilsbotschaften aussprengt.

Das alles wird einem deutlich und gegenwärtig bei dem Panegyrikus von Wolters. Auf die Grundposition wie auf Einzelheiten wird noch einzugehen sein. (Georg Bondi-Verlag, Berlin.) –

Dante als Dichter der irdischen Welt heißt eine aus liebevoller Versenkung in Dantes dichterische Welt erwachsene Studie von Erich Auerbach (Walter de Gruyter, Berlin). Der Schreibende ist zu keiner urteilenden Haltung irgendwie berechtigt, da er sich dem Buche gegenüber durchaus als Lernender zu verhalten hat, als solcher jedoch reich beschenkt und gefördert worden ist. Er bringt dieser tief- und weit-sichtigen Darstellung den Dank des Laien entgegen, der sich nicht schöner bezeugen kann, als indem er die Dante-Leser auf sie aufmerk-

sam zu machen versucht. Er müßte nun allerdings ebenfalls die Leser auf Dante selber wieder aufmerksam machen und auf die sternennächste Dichtung der irdischen Welt, von welcher große Dichter von den unsern im Tiefsten berührt und begnadet wurden: Stefan George, der Teile aus der *Divina Commedia* übersetzt hat, und Rudolf Borchardt, der das ganze dichterische Weltgebäude des Florentiners mit den Mitteln seiner ins Unerhörte reichenden Sprachkunst mittelalterlich-deutsch nachbaut. —

Fritz Ernst, ein schweizerischer Weltliterat, hat ein Bündel seiner durch Temperament, Geist und formale Geschliffenheit ausgezeichneten Essays zu einem Band vereinigt: *Studien zur europäischen Literatur* (Verlag der Neuen Schweizer Rundschau, Zürich). Er gibt in der Vorrede selber das Schlüsselwort für seine Leistung: « Eine Vorschule der europäischen Sensibilität. » Dieser Autor vertraut seinem Interesse erst, wenn es ihn zur Liebe und Begeisterung führt, und er ist in ungewöhnlichem Maße entflammbar. « Keine Ferne macht ihn schwierig », die europäischen Literaturen sind seinem Geist eine erweiterte Heimat geworden, von der aus er mit den wertvollsten Gastgeschenken beladen immer wieder zu dem blutmäßig und deshalb zutiefst seinigen Volk zurückkehrt. Die Seelenreinheit und Größe in der Echtheit und Innigkeit deutscher Selbstbiographien wird an den Beispielen Seuse, die beiden Platter, Bräker, Nettelbeck, Kügelgen auf ergriffene Weise vermittelt; das Martyrium Pestalozzis und Amiels erfährt eine von Gerechtigkeit inspirierte Verklärung; Byron, Manzoni, Gontscharow, Azorín werden als große Beispiele analysiert für Modalitäten dichterischen Genies, die für die Tönung und Sinnerfüllung des Begriffs Dichter, wie ihn das XX. Jahrhundert als Erbe vom XIX. überliefert erhielt, wichtig sind, wenn auch die genannten Vier nicht die Gnade des landläufigen Fehlgläubens erfahren, Größe erweise sich daran, daß eine geistige Figur « im Mittelpunkt zeitgenössischer Diskussion » stehe. Fritz Ernst hat das vibrationsempfindliche Zeitgefühl derer, die ihre geistige Sensibilität auch an der Geschichte erzogen haben, jenes Zeitgefühl, das vom Wissen erhellt wird, was auch für unsere Gegenwart als dauernder Wert zu gelten habe. —

Ernst Robert Curtius ist einer der ganz wenigen deutschen Kritiker, der sich die Mühe genommen hat, in die geistige Welt und Triebunterwelt des *Ulysses* von James Joyce wahrhaft einzudringen. Seine Einführung (*James Joyce*, Verlag der Neuen Schweizer Rundschau, Zürich) ist beinahe unerlässlich für den, der in sich die Elemente des Verständnisses

zur Ordnung fügen will. Der Roman des genialischen Iren Joyce steht wie ein Block von unübersehbaren Ausmaßen innerhalb der Produktion unserer Zeit, er stellt ungewöhnliche Ansprüche an die intellektuelle Mitarbeit des Lesers. «Aber wer sich ernstlich um *Ulysses* bemüht, wird sich um eine phantastische geistige Erfahrung bereichert finden. Man kann *Ulysses* verstehen oder wenigstens verstehen lernen.» Deutschen Lesern, die sich an die Übersetzung von Georg Goyert halten können (Rheinverlag, Zürich), hat Curtius einen notwendigen Schlüssel geliefert. Seine Untersuchung ist ein Meisterstück der Analyse und Auslegung, von einer geistigen Zucht, die in der mehr und mehr zu bloßem Subjektivismus sich verengenden, allzu flink mit dem Ausdruck der persönlichen Reaktion bereiten Kritik als mustergültig wirkt. Eine geistig wahrhaft interessierte Leserschaft, die an die Romanliteratur mit höhern Ansprüchen tritt als nach merkwürdigen kleinen Schicksalen, psychologischen Sonderfällen ohne allgemeine Bedeutung, Stoffausbreitung usw., wird diese vernunftgestraffte kritische Erhellung eines scheinbar die Grenzen der Vernunft durchbrechenden Dichterwerks ihrer Aufmerksamkeit würdigen.

Essayistische Kammermusik

Es handelt sich um drei Meister der essayistischen Prosa, im deutschen Sprachgebiet noch wenig bekannt und doch wert, es zu sein. Gemeint sind ohne Umschweife: Paul Valéry, die letzte große und ihn enthusiastisierende Begegnung Rilkes, José Ortega y Gasset, Spanier und mit allen europäischen Ingredienzen des Geistes geimpft, und drittens Valery Larbaud, Verfasser von schlechthin bezaubernden Novellen (*Enfantines; Amants, heureux amants*, der Roman *Barnabooth*, Verlag der *Nouvelle Revue Française*) und Aufsätzen, die aus den besten Bestandteilen von Welt- und Menschenkenntnis, humanistischer Bildung – seine Helden, junge Menschen aus dem Zeitalter der Radio- und Stadionkultur, geraten über Lukian oder Tibull in heißes Entzücken! – und dichterischer Beschwingtheit zusammengemischt sind... Valery Larbaud verdanken wir einen einzigartigen, von seiner Liebe diktierten Essay *Lob von Paris*. Mehr darf der Verfasser dieser zahlreichen Zeilen nicht darüber äußern, da er es ist, der dieses Stück Prosa zu übersetzen gewagt hat. (Verlag der *Neuen Schweizer Rundschau*, Zürich. Die drei hier erwähnten Schriften im gleichen Verlag.)

Paul Valérys *Stendhal* und Ortegas *Einfluß der Frau auf die Geschichte* sind künstlerische Abhandlungen, in denen sich der romanische Essay

in seinem eigentlichsten Wesen zu entfalten scheint. Welch leichte Gangart, welch rasches eilendes Tempo der Prosa! (Die Übersetzungen von Herbert Steiner – Valéry – und Fritz Ernst geben das Höchstmaß dessen wieder, was einer Übertragung als Möglichkeit gegeben scheint.) In einer aufs äußerste erhitzten Retorte wird das Stoffliche zu Geist verwandelt. Der Gedanke entspringt funkengleich dem gespannten, erregten Temperament, und er schlägt über in unsere intellektuelle Antenne und von dort durch alle Schichten unseres Wesens.

Stendhal, eine große Liebe Nietzsches, scheint im deutschen Sprachgebiet seine Gemeinde zu erhalten. Zu ihm kommen die Menschen immer zu spät; er wußte es. Arthur Schurig und Otto von Taube haben seine Werke übertragen (Insel-Verlag, Leipzig). Rudolf Kayser hat seine Bewunderung für Stendhal werbend eingesetzt (*Stendhal*, bei S. Fischer). Wer sich von Valéry für Stendhal erobern läßt, möge sich auch für Valéry selber erobern lassen.

Von Ortega an dieser Stelle zu sprechen, erübrigt sich beinahe. Er ist einer der größten zeitgenössischen Künstler der symphilosophierenden Abhandlung. Die Gesetze der Schwere sind bei ihm aufgehoben. Wo andere immer tiefer bohren, bis das Dunkel sie und uns umfängt, spielt er seine Gedanken in immer lichtere Höhen empor, wo sie selber licht, leicht und farbumsprüht tanzen. Sein Essay *Vom Einfluß der Frau auf die Geschichte* ist eine Apotheose der hohen Frau, deren schöpferischer Einfluß unabsehbar war – und wieder sein kann. Wer der verbreiteten Suggestion erlegen ist, die Frauenfragen reduzieren sich auf politische, soziale und sexuelle Probleme, wird hier eine Antwort finden, die auf seine Frage nicht paßt, aber selber eine höhergeordnete enthält.

Ein philosophy-man und ein Philosophiehistoriker

Will Durant hat ein umfangreiches Buch verfaßt *Die großen Denker* (Deutsch bei Orell Füßli, Zürich). In Amerika waren in den ersten Monaten über hunderttausend Exemplare verkauft. Hans Driesch hat ein Vorwort geschrieben; er ist der einzige deutsche Philosoph unserer Epoche, den Durant kennt. Das spricht auch einen dicken Band. Aus dem Vorwort: « Auf einige wenige große Männer, die dem Leben Richtung und Ziel gegeben haben, kommt es dem Verfasser an. Das, was heute manchen allein als ‚Philosophie‘ gilt, das Logische und das Erkenntnistheoretische zumal, tritt bewußtstermaßen zurück. . . Descartes und Hume z. B. sind keine besonderen Abschnitte gewidmet – (Leibniz

hätte freilich unseres Erachtens einen solchen verdient)... Von den drei ‚deutschen Idealisten‘ kommen Fichte und Schelling gar nicht, Hegel nur kurz zu Wort.» Was den letzterwähnten Punkt betrifft, so sieht Driesch von einigen Seiten Widerstand gegen Durant voraus. Er wird sich, täuscht mich nicht alles, kaum irren.

Durant will keine Geschichte der Philosophie geben; er verweilt mit novellistischer Willkür bei den Philosophen, die seinem Herzen teuer sind. Er hat den amüsanten Einfall, die Theologie überhaupt beiseite zu schieben; an Aristoteles schließt sich bei ihm Bacon an, Thomas von Aquino, die Scholastik, die Mystik, das ganze Mittelalter zählt nicht... Das begeistertste und breiteste Kapitel erhält Voltaire zugemessen. Die Philosophie ist für Durant dort am größten, wo sie praktisch-vernünftige Kräfte im Menschen befreit und so gedeihlich und optimismusstärkend den mittleren Lebensmächten dient. «Seiner geschwächten Augen wegen schrieb Nietzsche von dieser Zeit an keine Bücher mehr, sondern nur Aphorismen» – und solche Naivitäten kommen da im Redefluß munter dahergeschwommen.

Das Buch ist von einem lebhaften, zuversichtlichen aber für europäische Begriffe unphilosophischen Geist geschrieben. Es hat den Vorzug, auf leichte Art eine Menge von faßlichen Kenntnissen zu vermitteln. Doch läßt sich nicht verhehlen, daß bei uns auch die Popularisierung der Wissenschaft (wenn überhaupt) nach anderen Gesichtspunkten und mit anderen Methoden zu geschehen hat als drüben; meistens ist sie jedoch ein Unding wie alkoholfreier Wein. –

Ein für den philosophisch interessierten Gebildeten ergiebiges Buch hat Fritz Heinemann geschrieben *Neue Wege der Philosophie* («Eine Einführung in die Philosophie der Gegenwart». Verlag Quelle und Meyer, Leipzig.) Der ganze Problemreichtum unserer Zeit ist in diesem Werk zu einer Ordnung gebracht, die Fragestellungen und die Persönlichkeiten, die *concordia discors* der aus unserer historischen Situation heraus erwachsenen Einsichten, Deutungen, Systeme wird hier in ihrer Fülle zusammengeschaut, durchdacht und dargestellt. *Geist – Leben – Existenz* sind die übergebauten Ordnungsbegriffe, unter denen Heinemann seinen zur Uferlosigkeit verlockenden, doch von seiner Hand gebändigten Stoff gliedert. Eine Auseinandersetzung mit seinem persönlichen Standpunkt soll hier nicht versucht werden; es gilt mir zur Stunde nur, mit Nachdruck auf diesen wertvollen Beitrag zu unserer Geistesgeschichte hinzuweisen und das Interesse dafür

anzustacheln. Die sinnvollste Werbekraft haben einige sachliche Mitteilungen. Das Buch ist nach folgenden Stufen angelegt:

Die subjektive Philosophie der Gegenwart:

1. Der Positivismus als zweiter Rettungsversuch des Geistes (Vaihinger).
2. Der Neukantianismus als dritter Rettungsversuch (Cohen, Natorp, Cassirer, Nikolai Hartmann).
3. Der Neuhegelianismus (Croce, Gentile).
4. Der Zusammenbruch des Subjektivismus.

Dieses Kapitel trägt die Überschrift « Geist ». Folgt eines unter der Schildinschrift « Leben »; darin Analyse von Nietzsches « Triebinterpretation der Welt » und Bergsons « Ansetzung des irrationalen Lebens als Grundsicht ». Ein weiteres Kapitel schreitet den Raum aus, von dem sich durch folgende Namen und Sacherwähnungen ein Begriff gewinnen läßt:

Der Durchbruch eines neuen Verständnisses der historisch-geistigen Welt... (Dilthey, Troeltsch, Simmel); Der Durchbruch eines neuen Verständnisses der gesellschaftlich-geschichtlichen Welt in der Soziologie (Max Weber und die soziologischen Strömungen in der Philosophie der Gegenwart); Die Wiederentdeckung des Menschen als leibseelischen Wesens und der organischen Natur – dieser Abschnitt teilt sich wie folgt auf:

1. Psychologie.

Die psychologische Umstellung in ihren Grundlagen.
Die psychoanalytischen Schulen.
Charakterologie (L. Klages).
Gestaltpsychologie.

2. Biologie.

Die Wandlungen in der Biologie (Hans Driesch).
Die biologische Gestalttheorie.

Unter dem Oberbegriff « Existenz » wird die « Anbahnung neuer universal-philosophischer Einstellungen » aufgezeigt.

Vom Phänomen zum Akt (F. Brentano).
Vom Phänomen zum Wesen (Meinong, Husserl, Scheler).
Vom Wesen zur Existenz (Heidegger).

Im Schlußteil untersucht Heinemann den « Gesamtsinn » der Wandlung und knüpft seine Folgerungen hinsichtlich der Aufgaben der

Gegenwart daran. Er versucht, aus dem Kräftespiel eine Resultante zu gewinnen.

Kritik an der Zeit

Unter all den vielen Zeitdiagnosen, die dahergeredet und -geschrieben werden und ein desorientiertes Publikum durch Verwirrung retten wollen, hat eine der triftigsten Joseph Roth in der *Literarischen Welt* gegeben. Er schrieb: «Wenn man keine andern Eigenschaften besitzt, auf die man stolz sein könnte, so empfiehlt es sich, bei jeder Gelegenheit zu betonen, daß man sich als Zeitgenosse fühle. Es ist unglaublich leicht, ein Zeitgenosse zu sein, ein bewußter Zeitgenosse. Man hat nichts anderes zu tun, als sich dankbar zu dieser Zeit zu bekennen, sie zu loben und ihr vor anderen verschwundenen und eventuell noch kommenden Zeiten den Vorzug zu geben. . . Es ist allerdings eine weitverbreitete Meinung, daß seit eh und je die Literaten nicht nur die geborenen, sondern auch die bewußten Repräsentanten ihrer Epochen waren. Ich zweifle aber daran, ob sie so geschmacklos (und so phantasieelos) waren, es zu betonen. . . Der Stolz auf diese Zeit ist die uniforme literarische Haltung. Das Bekenntnis, man sei ein Zeitgenosse, geradezu ein literarisches Verdienst usw.»

Es gibt jedoch eine Zeitanalyse, eine Symptomatik und Kritik unserer seelisch-geistigen Situation, die fruchtbar und klärend wirkt. Aber sie wird nicht von den hinter jeder Neuigkeit herhetzenden Mitläufern geschaffen, die auf Grund ihres schmalen inneren Fundus ein unreifes «Zeitbewußtsein» wuchern lassen. Als Beispiel sei Ortegas *Aufgabe unserer Zeit* genannt. Auch die Schriften Keyserlings. – Von Oscar A. H. Schmitz sind drei Bände erschienen, die er *Wespennester* überschrieben hat (Musarion Verlag, München). Er sagt: «Wir machen hier einen bescheidenen, sicher von manchen Irrtümern entstellten Versuch, indem wir jenseits der veralteten Formen und neuen Forderungen die Werte herauszuprägen suchen, über deren notwendige Erhaltung wohl unter allen, die sich als Abendländer. . . fühlen, Einigkeit besteht.» Im ersten Band wird eine Antiposition gegen das herrschende Massenschentum und den «Bankrott der Persönlichkeit» umrissen, wird die «Verwirrung der Geschlechter» vom psychologischen und sozialen Blickpunkt her untersucht; im zweiten Band unternimmt Schmitz die «Einordnung des Sozialismus in die abendländische Kultur» und die «Einordnung der Juden in die abendländische Kultur»; der dritte Band sichtet die «Bausteine Europas» und entwirft in dem Kapitel

« Der Europäer deutscher Nation » eine auf Erfahrung und Bildung beruhende Wesenslehre des Deutschen – ein Abschnitt, der für die Selbsterkenntnis einer breiteren Leserschicht in Deutschland förderlich sein mag, weil er klar und klug ist, der aber auch im Ausland gelesen werden sollte, wo man nach Formulierungen für « den Deutschen » verlangt, um sich von der in Unwissenheit begründeten Unsicherheit vor diesem Phänomen ein wenig zu entlasten. Schmitz hat als weltkundiger Schriftsteller den Vorzug der intelligiblen, allem übertreibenden Dampf fernen Prosa; sie ist auch den Gebildeten in Paris oder London unmittelbar zugänglich. Und seine kulturkonservative Haltung, die mit « Reaktion » nichts zu schaffen hat, ist inmitten des radikalen Trubels und der Welterneuerungshysterie aufgeregter Umstürzler ein nicht zu unterschätzendes Stimulans für viele, die eigentlich nach ihrem innersten Wesen ähnlich geartet sind, aber sich schon gar nicht mehr getrauen, eine andere als die Farbe der jeweils jüngsten Modeströmung zu bekennen. –

Heinrich Mann hat Aufsätze und ein paar Reden zu einer « Chronik der Gedanken und Vorgänge 1921–28 » gesammelt, die *Sieben Jahre* heißt (Paul Zsolnay, Wien). Heinrich Mann ist dezidiertes, streitbarer Demokrat, scharf vom Leder zu ziehen bereit, wo er den demokratischen Gedanken in seiner Heimat gefährdet erschaut. Er geht darin soweit, daß einem bisweilen der Atem unterwegs stockt. Z. B. spricht er über die deutsche Kultur der Vorkriegszeit. Da steht: « Jene Kultur hat die Politisierung der Nation nicht begünstigt, eher mit verhindert, sie war ihrer Demokratisierung entgegen. Damit ist sie gerichtet. » Wäre Kultur nun wirklich endgültig nur das, was den Prozeß der Demokratisierung begünstigt? Von hier und heute an? Und ich dürfte sagen: ich bin dabei gewesen?

Hohe Achtung gebietend ist der Drang in Heinrich Mann, politische Mitverantwortung auf sich zu nehmen. Die *idées de 89*, die Menschenrechte, Vernunft und Gerechtigkeit sind für ihn nicht Schlagworte, sondern heilige Urworte, die für alle Zeit in der gleichen Glorie ihrer Absolutheit erstrahlen. Er ist mit Zola und Anatole France in der Gesinnung am nächsten verwandt; er ist durchaus vom Schlag der französischen Linksradikalen, der *radicaux-socialistes*, und ficht auf deutscher Seite für ihre Menschheitsträume. Sogar einen Nationalisten wie Barrès würde er wohl bei allem Mangel an Sympathie, bei aller Verschiedenheit der Ziele, für dessen politisch-künstlerischen Dienst an der Nation respektieren. Oder Péguy. Aber die Namen Barrès und

Péguy fehlen bei H. Mann; die beiden gehören einer anderen Geistesfamilie an, in welcher nicht mehr der *temple de la Raison* als das einzig wahre Heiligtum verehrt wird. «Ich fordere Diktatur der Vernunft.» (H. Mann.)

In den Aufsätzen Heinrich Manns wird eine Doktrin in ihre letzte Konsequenz getrieben. Sie bleibt so im rein Postulatorischen, im Abstrakten, weil sie an keine geschichtlich-lebendige Macht in Deutschland knüpft. Als Hanseate wäre ihm jedoch *ein* großes Beispiel gegeben, um eine mögliche staatliche Gemeinschaftsform an einer gewesenen und seienden zu verwirklichen helfen. –

Von Wilhelm Hausenstein sind zwei Essaybände herausgekommen, die in einer umfassenderen Würdigung dieses Autors ihre kritische Spiegelung erfahren sollen: *Meister und Werke*, Aufsätze über Maler von Masaccio bis Beckmann und Kubin, und *Drinne und Draußen* («Ein Tagebuch»), Aufzeichnungen von Reisen, Charakterbilder von Städten, Landschaften, Erinnerungen usw. (Beide im Verlag Knorr und Hirth, München.) Wenn es ein Merkmal des Künstlers ist, vor den Erscheinungen des Lebens, der Erde und der Kunst vibrieren zu können, so ist Hausenstein mit eminentem künstlerischem Gefühl begabt. Er erspürt das untergründige Vibrato jedes Kunstwerks, der Landschaft, des Menschen, durch welches sich diese lebendzeugend dem Empfänglichen mitteilen wollen. Aber zur künstlerischen Leistung bedarf es der Bewältigung solchen Erlebens; Hausenstein vermag es; bei ihm klingt die innere Bewegtheit alle Regionen des Sprachgefühls an, und in der nuancierten, lebhaften, nervösen Sprache finden und verschmelzen sich Gefühle, Empfindungen, Gedanken. Ich kann hier nicht untersuchen und Beweisgründe häufen, nur meine Sympathie andeuten. Bei Hausenstein sprüht jeder Kontakt mit einer ihm gemäßen Welterscheinung von geistig-seelischen Wechselströmen; man wünscht ihm auch die Leser, die bereit sind, den Funken in sich einschlagen zu lassen.

Frank Thieß unternimmt es, in seinen Aufsätzen und Glossen *Erziehung zur Freiheit* (Engelhorn Nachf. Stuttgart) die vielfach beredeten und zerredeten Themen der Zeit ausführlich und bestimmt zu untersuchen, um einer verantwortungsstolzen Jugend mitzuhelfen, den ethischen Grund zu ihrer Selbstentfaltung in den Normen höchster Gemeinschaft – Familie, Staat – zu bereiten: das Problem einer Führerschicht, die neue Stellung der Frau, die Ehe, Jugendfragen, die Geistigen und der Sport usw. Ein lauterer und ernster Schrift-

steller, und ein Buch, das weniger in überraschend neuen Einsichten seinen Wert hat als in seiner charaktervollen Intelligenz. —

Zeitkritik im Roman

Wenige Romane sind erschienen, deren Bedeutung sich unmittelbar und unwidersprüchlich aufdrängte. Es ist in diesem Rahmen auch nicht beabsichtigt, die breite erzählende Literatur Revue passieren zu lassen; sie findet ihr Publikum leichter als die ihrem Wesen nach exklusiveren Gattungen, die an den Grenzen von Kunst und Wissenschaft ihren Ursprung haben, anspruchsvoller sind nach ihren Voraussetzungen, geistiger in ihrem Gepräge.

Rudolf Borchardt hat vier Novellen geschrieben *Das hoffnungslose Geschlecht* (Horen-Verlag, Berlin). Diese Tatsache hat für sich schon Erstaunen hervorgerufen; es wuchs bei der Lektüre, als man feststellte, mit welcher souveränen Kraft Borchardt eine Novelle hinzustellen vermag, wenn es ihm beliebt, mit welcher spielender Beherrschung der Techniken. Allein schon der weitausgreifende Schwung dieser Prosa, die wie im Faltenwurf der ciceronianischen Toga daherschreitenden großen und großartigen Sätze sind der Bewunderung wert, die sie übrigens fast augenblicklich bei dem meistens doch unterschätzten lesenden Publikum gefunden haben. Aber das Formale nun beiseite gelassen.

Borchardt ist ein Richter von unnachsichtiger Strenge; es ist ihm nichts daran gelegen, seine männlich harte Attitüde zu mildern. In diesen Erzählungen spricht er ein Urteil über die Zeit, über das von Krieg und Nachkrieg in seinen Wurzeln gelockerte Geschlecht, es ist für ihn ein « hoffnungsloses Geschlecht ». Hoffnungslos, weil die Frau sich selber verraten hat, weil sie den stillen, im Ewigen gegründeten Bestand ihres Seins von den trüben Wellenschlägen der Epoche anfressen ließ, weil sie Gefühl und Begriff ihres Wertes, ihrer Würde verlor und sich verriet. Die empirische Schuld liegt ebensosehr am Mann; er wasche seine Hände nicht in einer Unschuld, die er überhaupt zu kennen verlernt hat; die metaphysische Schuld jedoch trifft die Frau, die sich gegen ihr Wesen versündigt hat. In der ersten Novelle ist eine vornehme Frau in glücklicher Ehe geschildert, ein Wesen, wie es die Natur in ihren besten Momenten hervorbringt; ihr Gatte ist ein Edelmann, für den der Begriff erfunden werden müßte, falls er nicht bereitläge. Ein Abenteurer tritt in diese stille und auf Glück gegründete Gemeinschaft; seine bloße Gegenwart

irritiert die Atmosphäre, der Mann lehnt sich in allen Instinkten gegen ihn auf, die Frau – erliegt in einem schwachen Moment der Erregung, der Lebensgier, des Nachahmungstriebes, der Haltlosigkeit dem hergespülten Verführer. Sie nimmt die Konsequenz in aller Härte auf sich: sie verbannt sich selber und löscht ihr selbstzerstörtes Dasein aus. Einen Moment schließt ihr Gewissen, drängt eine dunkle chaotische Unterwelt in ihr auf, vergaß sie ihr Maß und damit das Maß der Dinge überhaupt. Die Schuld läßt sich nicht in eine Bagatelle umlügen, für sie nicht, dazu ist sie zu edel und war das Abenteuer zu gemein. Sie ist ihrer Natur untreu geworden, indem sie die Treue als Gattin einem Augenblick zuliebe aufgab, und die Natur rächt sich grausam. Ein Moment reicht hin, um den Rest des Lebens seines Sinnes zu berauben. *Einmal* haben sie alle guten Götter verlassen – als sie den Sündenfall von ihrem innersten Wesen, dem paradigmatisch hohen Weibtum tat –, es war für immer. Es ist « psychologisch begreiflich », wie alles und jedes psychologisch begreiflich ist, aber es ist ethisch nicht haltbar. In der Frau von heute sind viele Kräfte befreit und gelöst worden, darunter auch selbstzerstörerische. Es gibt bei dem hohen Typus Frau ein Gesetz in ihr und über ihr, das sie nicht übertreten kann, ohne für ihren Frevel zu büßen. Sie weiß, wo der Frevel beginnt, aber sie will es nicht wissen; sie läßt sich treiben. Und wohin? Nicht einmal einer Freiheit entgegen, nur dem Eigengefälle nach abwärts sich überlassend. Mit ihrem besseren Ich verrät sie auch den besseren Mann an den minderwertigen, das Idealbild des Mannes in ihr, wie sie ihn für sich fordert, nimmt gewöhnliche und hohle Züge an. Der berühmte weibliche Instinkt, das Erkenntnismittel für den Wert eines Menschen, ist für eine Zeit in Verwirrung geraten...

Otto Flake gibt in dem Roman *Es ist Zeit* (S. Fischer, Berlin) eine Art von Sittenbild aus dem heutigen Berlin. *Es ist Zeit*, bedeutet die Tendenz des Buches, daß eine heranwachsende Jugend der vollständigen Maßstablosigkeit und Verantwortungslosigkeit im Erotischen aus einer neuen inneren Kräftesammlung und -richtung ein Ende setzt und die tiefsten Werte, die jeder Liebe innewohnen, von den tiefsten Gründen des Wesens her wieder erfassen und realisieren lernen. Der Gegenstandspunkt zur Anarchie ist nicht Muckertum und Splitterrichterei, und vor allem Flake ist viel zu sehr der Tatsachenwelt befreundet, um in irgendeine extreme Ecke sich abtreiben zu lassen, aber doch auch immer deutlicher von einer diskursiven in eine entschieden wertende und wertedarstellende Verhaltensart gedrängt. –

Von Alfred Döblin liegt ein Roman *Alexanderplatz* (S. Fischer) vor, der einem stoffhungrigen Leserkreis als bedeutsam gelten wird, denn das Berlin der untersten Kreise wird in naturrealistischer Manier und in seiner Sprache geschildert, « lebenswahr ». Es gab einmal eine *Familie Selicke*, einen Roman, der durch seine soziale « Lebenswahrheit », seine Wahrheitstendenz zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Aber diese Gattung « Kunst » lebt nicht sehr lang, wenn ihren Büchern nicht der Vorteil erwuchs, seinerzeit von Zola geschrieben worden zu sein. —

Zwei etwas abseitige Erzähler

Es sei hier nicht unterlassen, zwei Bücher zu erwähnen, die es um des Grades ihrer Vortrefflichkeit verdienen: Thornton Wilder *Die Brücke von San Luis Rey*, ein Novellenzyklus, von einem eigenartigen, wahrhaft dichterisch veranlagten amerikanischen Erzähler geschrieben. Das Motiv: An einem Tage des Jahres 1714 stürzt in Peru eine Brücke zusammen, fünf darüberhin Wandernde finden den Tod. Ist es ein Zufall, daß sie sich eben in der verhängnisvollen Minute auf der Brücke befinden? Fügung? Der Autor zeichnet die in denselben Tod einmündenden Lebenslinien der Fünf vor uns hin — und darin liegt seine einprägsame Begabung. Wer bloß noch für die groben Schockwirkungen kraß aufgezogener Großstadtrealistik im Roman Interesse aufbringt, sei vor diesem Buch gewarnt, das in die inneren Bezirke des Menschen zurückweist. (Übersetzt von Herbert Herlitschka, Verlag E. P. Tal, Wien.)

Im anderen Fall handelt es sich um Virginia Woolf *Eine Frau von fünfzig Jahren*. Ein Tag aus dem Leben einer Londoner Lady der besten Gesellschaft, in seinem inneren und äußeren Ablauf; feinste Beobachtung der Bewußtseinsprozesse und Gefühlsmechanismen und ihrer wechselseitigen Bedingtheiten. Virginia Woolf hat sich eine ganz persönliche Technik geschaffen. Ihr Roman ist zart und geistreich, empfindsam und distanziert dem Gefühl gegenüber, mit boshafem Einschlag zwischendurch; er hat sein Maß in sich, da er von einer Dame geschrieben ist, und da diese Dame Eigenwuchs und Niveau ihr eigen nennt. (Übertragung von Th. Mutzenbecher, Insel-Verlag, Leipzig.) — Von anderen Romanen wird hier in anderen Zusammenhängen noch die Rede sein. (Werfel; *Barbara*, bei Zsolnay, Wien; C. Ines Loos, *Matka Boska*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; Gerh. Hauptmann, *Buch der Leidenschaft*, S. Fischer, Berlin; Cuno Hofer, *Meine Geschichte und die meiner Gäste*, Amalthea-Verlag, Wien; Cécile Lauber, *Die Wandlung*, Grethlein, Leipzig, usw.)

Gesamtausgaben

Die deutsche Gesamtausgabe Joseph Conrads zieht sich hin, da sich eine zahlreichere Leserschaft noch nicht zu diesem großen Dichter findet. Ein so unmittelbar bedeutend ansprechender Roman wie *Allmayers Traum* ist noch nicht übersetzt. . . Selbst ein so mächtiger Verlag wie S. Fischer vermag die Widerstände nicht mit einem gewaltigen Elan zu überwinden. – Von der Marcel Proust-Ausgabe hört man, sie habe wieder ein Unterkommen bei einem Verleger gefunden. Glück zu! Zwei vortrefflich dafür ausgewiesene Schriftsteller – Benjamin und Hessel – arbeiten an der Übersetzung. Erscheinen wird vorläufig nichts. Bis wann? Wird die Kritik auf der Höhe sein, um diesem Dichter in Deutschland den Weg zu bereiten? Könnten nicht vielleicht einige Mitglieder der *Preußischen Dichterkademie* sich für den großen Toten einsetzen? Erfreulich und beispielhaft ist die Überzeugung und Energie, mit der sich die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, für André Gide einsetzt. Sie hat alle bisher deutsch erschienenen Werke bei sich konzentriert und bringt in Verbindung mit den neu übertragenen Dichtungen eine Gesamtausgabe zustande, deren dauernder Wert in dauerndem Erfolg seine Entsprechung finden möge. –

Als ein Ereignis erster Ordnung in der Welt der Literatur betrachte ich die neue vierbändige Gesamtausgabe von Novalis. « Nach den Handschriften ergänzte und neugeordnete Ausgabe » steht auf dem Titel; besorgt wurde sie von Paul Kluckhohn. (Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig.) Sie ist ausgezeichnet. Die Dichtungen, zwei Bände « Fragmente », dann Briefe und Tagebücher. Novalis ist kaum achtundzwanzigjährig gestorben (1800); einen Fall von so wunderherrlicher Genialität eines Götterliebings gab es nur noch einmal in unserer Literaturgeschichte: Goethe. Ihm, Novalis, wurde ein Überreichtum verliehen, ohne daß dieser ihm je zur Last wurde; er verschenkte ihn glücklich, spielend; kein Titanentrotz, kein abseitig weltbitteres Genietum gibt dieser seiner Gestalt ihre Größe. In seinen « Fragmenten » hat er Erkenntnisse vorweggenommen, deren Zeit eigentlich erst jetzt da ist. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts wußten nur wenige Eingeweihte von ihm – damals hat André Gide Novalis gelesen, Paul Morisse aus seinem Werk übersetzt –; es ist Ernst Heilborn zu danken, daß er ihn mit seiner Ausgabe 1901 wieder im Gedächtnis der Nation zu beleben unternahm. Jetzt ist er auf schöne Weise unserem « Ewigen Vorrat » einverleibt.

Neben der großen Jacob Burckhardt-Ausgabe, die im Erscheinen begriffen ist, gibt es eine handliche, sehr hübsche, billige Gesamtausgabe, die weite Verbreitung findet und sie verdient. Es ist die Taschenausgabe des Verlages Alfred Kröner, Leipzig. Da ist die *Griechische Kulturgeschichte*, *Das Zeitalter Konstantins des Großen*, die *Erinnerungen aus Rubens* neben den bekanntesten beiden Werken, die längst dem eisernen Bildungsbestand eingeschmolzen sind, wie auch die *Weltgeschichtlichen Betrachtungen*. Solche Popularisierung (wenn sie so geschmackvoll durchgeführt wird) gewinnt sich gerade heute ihr großes Verdienst: in den nach tausend Richtungen auseinanderstrebenden Gesinnungen der Bildungsratlosigkeit, Bildungsfeindlichkeit, Bildungsmüdigkeit usw. setzt ein Verleger gerade auf die großen Autoren, welche die geistigen Vorläufer unserer Epoche waren, und es erweist sich, daß ein Publikum für sie da ist, viel zahlreicher sogar als man voraussetzen konnte. Der Kulturpessimismus hat nicht recht, solange ihm die Tatsache entgegengehalten werden kann, daß die Werke Jacob Burckhardts besser gekauft werden als die allermeisten modernen Romane! (In derselben Taschenausgabe sind bei A. Kröner erschienen: Erwin Rohde *Psyche*, «Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen», ausgewählt und eingeleitet von Hans Eckstein, ferner Karl Marx *Das Kapital*, herausgegeben von B. Kautsky.)

Goethes *Briefe und Tagebücher* hat der Insel-Verlag in zwei Dünndruckbänden herausgebracht. Nun legt er uns *Goethes Gespräche* in einem Dünndruckband vor (die Gespräche mit Eckermann sind weggelassen), wie sie F. v. Biedermann aus allen erreichbaren Quellen zusammengestellt hat. Für den Goetheleser ein reines Entzücken!

Mit Nachdruck möchte ich hier auch auf die neue Nachdichtung von vier Schauspielen Calderons hinweisen, die Eugen Gürster unternommen hat. (Verlag C. H. Beck, München.) Es sind: *Das Leben ein Traum*, *Der wundertätige Magier*, *Der standhafte Prinz*, *Der Richter von Zalamea*. Ein Österreicher, Katholik und Dichter wie Hofmannsthal hat Calderon wie einen unserer Klassiker empfunden; der protestantische Teil des deutschen Kulturgebietes vernachlässigt ihn zusehr zugunsten Shakespeares. Gürsters Verdeutschung hat die Qualitäten, um Calderon eine neue, für große Dichtung empfängliche Leserschicht zu erobern.

*

In der Gesamtausgabe der Werke Stefan Georges (Georg Bondi, Berlin) sind die beiden Bände *Zeitgenössische Dichter* erschienen, Ge-

dichtübertragungen nach Rossetti, Swinburne, Dowson, Jacobsen, Kloos, Verwey, Verhaeren, Verlaine, Mallarmé, Henri de Régnier, d'Annunzio u. a. Die geschichtliche Bedeutung dieser dichterischen Übertragungen war George hellbewußt, als er sie zum erstenmal Lesern überantwortete; in der Vorrede der ersten Ausgabe steht: « In der vorliegenden Sammlung sind eine Anzahl Werke der wichtigsten Geister vereinigt, denen man das Wiedererwachen der Dichtung in Europa verdankt, und die in den früheren Jahrgängen der *Blätter für die Kunst* zum erstenmal nach Deutschland eingeführt wurden. » –

Von Rilke beginnen die Briefe zu erscheinen; der erste Band, der die Jahre 1902–1906 umfaßt, liegt vor. (Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und C. Sieber, Insel-Verlag, Leipzig.) Für Rilke war der Brief eine Gelegenheit der höchsten Selbstentfaltung wie das Gedicht, er hat ihn mit einem künstlerischen Ernst bedacht, als wäre er ein Sohn des 18., nicht des rapiden 20. Jahrhunderts. Jedes Ereignis seines Lebens, jeder innere Zustand wird hier zur Sprachfigur, zu einer Figur in der weichsten, schmiegsamsten, abgestuftesten Sprache, die von der Sensibilität aus ihre erstaunlichsten Reize empfängt. « Car nous voulons la nuance encore »... unter diesem Imperativ tritt sie an den Tag. Die Briefe sind zur Hauptsache gerichtet an: Clara Rilke-Westhoff, Lou Andreas-Salomé, Auguste Rodin, Ellen Key. Sie gehören zu « Rilkes Werken » und sind von ihnen nicht zu trennen.

Politisches Gebiet

René Fülöp-Miller hat in einem schweren, reich illustrierten Band die Geschichte der Jesuiten geschrieben, in seiner unpedantisch frisch-zügigen Art: *Macht und Geheimnis der Jesuiten* (Grethlein-Verlag, Zürich-Leipzig). Darüber wird an dieser Stelle noch gesprochen werden; dem Rezensenten fehlen die Voraussetzungen eines stichhaltigen Urteils.

Otto Forst-Battaglia gibt einen Sammelband *Prozeß der Diktatur* heraus (Amalthea-Verlag, Wien); unter den Mitarbeitern sind: Ferrero, F. Muckermann S. J., Wickham Steed, Paul Löbe, Albert Einstein, de Monzie, Robert de Traz, Ossendowski, Bodrero, Conde de Romanones, Kaden-Bandrowski usw. Damit hat der Herausgeber ein Thema von brennender und flammender Aktualität aufgegriffen und in seiner vielfältigen Problemverhängung zur Darstellung zu bringen verstanden. Die Politik in Europa neigt heute leicht den Extremkursen entgegen, und der Begriff der Diktatur schwirrt im Lager der Linken durch die

Luft wie auf Seite der Rechten. Auch über die von diesem Buch in Diskussion gerückten Fragen und Zusammenhänge soll hier noch einläßlicher Bericht erteilt werden.

Annette Kolb hat einen *Versuch über Briand* geschrieben (Ernst Rowohlt, Berlin), aus großer Sympathie für den Mann und seine Friedensgesinnung und aus dem Glauben an diese oft in Deutschland so schwer angezweifelte Gesinnung. «Kredit für Briand!» fordert sie, die politische Taktik mag ihn zu Manövern zwingen, die seine tiefsten Überzeugungen nicht ausdrücken, aber er verliert sein Ziel nie aus den Augen, nie aus dem Gewissen. Welch herzensklarer Anwalt ist Annette Kolb! Wie charmant schildert sie ihre Unterredung mit Briand! Und wie schön ist die heiße Entschiedenheit, mit der diese Deutschfranzösin mit dem vollen Einsatz ihres Wesens für die Annäherung der (in ihrem Blut versöhnten) beiden großen Nationen zu wirken auf sich genommen hat!

Briand und Stresemann wurden eine Zeitlang so selbstverständlich zusammengenannt wie ein antikes Freundespaar. («Stresemann Aristidem non tam sensisset amicum...») Das Buch von Annette Kolb mußte sein notwendiges Gegenstück erhalten; es ist da, Rudolf Olden hat es geschrieben: *Stresemann* lautet der Titel, lapidar wie der von Gulbransson gezeichnete Kopf des Ministers auf dem Umschlag. Die hauptsächlichsten Daten der Biographie und des politischen Werdelaufs werden von einem Anhänger Stresemanns, einem gewandten Schriftsteller erzählt, der ein ziemlich reiches Tatsachenmaterial seiner Darstellung als Knochengerüst zugrundelegt.

William Martin, unser politischer Mitarbeiter, hat einen Band Charakteristiken zusammengestellt *Staatsmänner des Weltkrieges* (deutsch bei Huber & Co., Frauenfeld). Martin ist einer der intimsten Kenner der neuesten Zeit — und nicht nur dieser, er hat eine große Zahl führender Politiker gekannt und in ihrem Wirken beobachtet. Seine Haltung ist die eines Europäers, der sich jedes Vorurteil streng verbietet und jeden Sachverhalt seinem eigenen Urteil unterwirft. Über die bekanntesten Akteure der neusten Geschichte existiert eine so reiche Literatur, daß man bei Martin wenig überraschend Neues erfahren mag, aber der Autor sieht auch die heimlicher wirkenden Träger politischer Triebkräfte, deren Einfluß auf das Gesamtgeschehen nicht unterschätzt werden darf: Venizelos, Bratianu, Kardinal Mercier, Ador, Paschitsch, Benesch, Oberst House, usw. —

Ein Irrtum

Ein Irrtum, weit verbreitet, sei an dieser Stelle, wenn möglich, behoben. Gegen das Jahresende mit seinen Festtagen erwacht die « schenkende Tugend » im Menschen. Bücher gehören zu den persönlichsten, sinnvollsten, für die Dauer gedachten Gaben; sie wenden sich an das Innerste des Beschenkten. Es soll hier nur flüchtig daran erinnert werden, daß auch Zeitschriften (ein anderer Typus von Büchern) erhöhten Anklang als Geschenke finden dürften. Zeitschriften, die einiges Niveau zu halten suchen, die Ansprüche stellen, weil sie ihr Publikum nicht gering einschätzen, sondern wissen, daß auch es Ansprüche stellt, mit Recht – solche Zeitschriften haben es durchwegs nicht leicht. Ein Irrtum, zu glauben, « die gehen von selber ». Sie sind auf *aktive* Sympathie angewiesen... Der Leser, der bis hierher zu folgen die Ausdauer hatte, entschuldige diese Bemerkung, aber er *beherzige* sie auch.